

Insa Härtel

Hülle, Fülle, Leere

Wir leben „nicht in einem homogenen und leeren Raum [...], sondern in einem Raum, der mit Qualitäten aufgeladen ist, der vielleicht auch von Phantasmen bevölkert ist“ (Foucault 1990: 37 mit Bezug auf Bachelard). Wir leben nicht in einer Leere: Diese Wendung Foucaults aus *Andere Räume* taucht in verschiedenen Kontexten auf. Rogoff etwa greift den Text auf, um mit der „vorgeblichen Durchsichtigkeit des Raumes“, oder der „gefährliche[n] Illusion einer räumlichen Transparenz“ aufzuräumen (1997: 54). Sie erzeuge Bilder vom Raum „als unschuldig und frei von Hindernissen oder Fallen“ (ebd. 55) und verhindere so, ihn als ein *in sich* uneinheitliches, mehrfach belegtes und durchaus konfliktgeladenes Geflecht von Beziehungen zu denken (vgl. ebd.: 54f.). Die Leere gilt entsprechend als „Grundpfeiler“ (ebd.) westlich-modernistischer Wissensstrukturen, die nicht zuletzt bedenkliche Annahmen eines keineswegs unschuldigen Universalismus nähren.

Der erhöhte, göttlich überschauende Blick als Fiktion des Wissens erweist sich mit de Certeau auch als explizit *visuelles* Trugbild: Die Komplexität etwa des städtischen Raumes gerinnt zu einem scheinbar leicht lesbaren, transparenten Text, der die undurchschaubaren Verflechtungen schlicht ignoriert (vgl. 1988: 180ff.). Von einem solchen, um Transparenz bemühten Blickpunkt des Wissens (vgl. Mooshamer 2005: 15), grenzen sich auch Helge Mooshammers Überlegungen zu räumlich-kulturellen Praktiken des Körpers ab. Hier geht es insgesamt weniger um visuelle architektonische Repräsentationen, als vielmehr um flüchtige Begegnungen und Rauminanspruchnahmen. Architektur ist eben nicht nur das, was sichtbar da ist. Sie ist auch performativ und darin körperlich: begehrende Verwicklung in Räume diesseits moderner Sichtbarkeitsdominanz, „Umarbeiten räumlicher Grenzziehungen“ (Vortragsmanuskript)... Einer „Gestaltung, die sich aus der Perfektion von eindeutigen Analysen und darauf begründeten Formeln und Programmen herleitet“, tritt dann eine „Sensibilität für die räumlichen Qualitäten des [...] Unfertigen im kulturellen Erleben“ entgegen (Mooshamer 2005: 8).

Kerez fertiges Schulhaus hingegen ist verglast. Ein Drang zur Sichtbarkeit scheint hier gestapelt und in Teilen weit getrieben. Gerade eine *inszenierte*, materiell gesteigerte Hüllendurchlässigkeit kann wiederum potentielle Bühne für eingeschriebene lustvolle Fiktionen sein. Für den Blickpunkt der Transparenz spricht de Certeau sinngemäß von höchster Lust an der himmlischen Schau oder ekstatischem Überschwang (vgl. de Certeau 1988: 179f.). Auch noch die durchaus gebräuchlichen, sich allen voyeuristischen Begierden entgegenstellenden, wieder *raumtransformierenden* Maßnahmen an der Bewohner- oder Nutzerbasis gläserner Bauten zeugen manchmal von einer nicht zu verachtenden parallelen Lust: Wenn etwa, wie Olaf Knellessen schreibt, in der praktischen Nutzung gerade für den unteren Teil der Glasflächen und der Körper dahinter oft ein Sichtschutz angebracht wird, scheinen sexuelle Phantasien deutlich durch. Oder aber die licht-lebendige Blickumkehrung bei Dunkelheit entsprechend jener Geschichte, die er dann mit □ □ ek erzählt und die Sie vielleicht schon □ gelesen haben: Ein Freund sah in einem benachbarten Bürohaus den Chef klassisch performativ die Sekretärin vögeln. Ohne Sicht und Sichtschutz nach innen hatten sie in ihrer ekstatischen Exhibition anscheinend völlig vergessen, wie sie zu sehen waren. Als der hellsichtige Freund daraufhin anrief und sich just mit den Worten meldete: „Gott sieht alles!“, erlitt der fehlleistende Chef einen Herzinfarkt. Chefetagen gläserner Häuser und göttliche Blicke scheinen anfällig miteinander verwoben. Was mit der Sekretärin ist, wissen wir nicht. Auch ob und wer heiliger Freund der Affären in Kerez' durchscheinendem

Schulhaus sein kann (das auch nicht einfach nur als transparent zu begreifen ist), bleibt an dieser Stelle ungewiss.

Natürlich gibt es eine Reihe wesentlicher Differenzen zwischen gläsernen und relationalen Architekturen, die möglicherweise noch Thema werden. Für mein zwischenbilanzierendes Statement habe ich mir etwas anderes vorgenommen: In Differenz zur einleitenden Gegenüberstellung geht es mir um ein spezifisches *Zusammenspiel* von phantasmatischer Aufladung und Leere, um eine Form von Vakanz, die für die vielversprechende Aneignung von Räumen gerade Voraussetzung sein kann: Ein Moment der Entleerung als unumgänglicher Freiraum *in* den bevölkernden Phantasmen selbst. Eben dies möchte ich am Beispiel eines phantastischen Körpers kurz skizzieren.

Der kleine Fritz erzählt Melanie Klein, „daß er beim Urinieren bremsen muß [...], weil sonst das ganze Haus einstürzen könnte“ (1923: 126). Klein erzählt uns, dass sich an diese rauschende Einsturzgefahr „zahlreiche Phantasien“ anschließen, die darauf schließen lassen, dass in Fritz „das Bild des Körperinnern der Mutter – zufolge Identifizierung mit ihr auch des eigenen Körpers – als einer von Bahnen durchquerten Stadt, häufig auch eines Landes, später der Welt, wirksam sei.“ (ebd.) Der Körper als Stadt, Land, Fluss: Das Ausgangsbild der Frau-Mutter als Stadt oder Landschaft kann kulturtheoretisch betrachtet kein Zufall sein – beides wird, wie u.a. Weigel (1990) gezeigt hat, gern analogisiert, der weibliche Körper zum erschreckend-ersehten, zu ‚entdeckenden‘ Territorium stilisiert. Der kleine Fritz findet in diesem Körper „auch Telegraphen- und Telefonverbindungen, Bahnen verschiedener Art, Fahrstühle und Karussells, Reklameplakate usw.“ (1923: 126f.) Diese Bahnen wiederum gestalten sich verschieden aus; so fährt auf den Schienen z.B. „die Pipibahn, die ein Pipitropfen führt“ – und dort, wo sie „einen seitlich schräg nach unten verlaufenden Schienenstrang“ kreuzt, kommt es zu einer Zerstörung, da der die Kakikinder führende Zug überfahren wird (ebd.). Die erklärbar kranken Kinder werden dann zum „Wächterhäuschen“ sprich *Kakiloeh* befördert, das aber „auch als Einsteigestation gebracht wird“ (ebd.). Doch auch beim Mund steigt man ein, was nach Klein eine „Befruchtung durch Essen“ (ebd.) offenbart.

Diese Schilderungen machen es deutlich: Dem psychoanalytischen Blick auf körperlich-räumliche Situationen lässt sich kaum eine Transparenzillusion nachsagen. Der städtische Text ist hier in der Tat ein „Geflecht höchst lebhafter Auseinandersetzungen“ (Rogoff 1997: 53), voller undurchsichtiger Lüste, Gefahren und Fallen. Fritz lässt Kleinstspielzeuge auf der mütterlichen Körperlandschaft gleiten (Klein 1923: 129, Fn. 36), phantasiert masturbierend vom genitalen Pipigeneral und wendet und biegt sich schließlich selbst auf seinen realen Wegen genau so, wie er es von seinem Pipi-Penis imaginiert (vgl. ebd. 120). Die Phantasie übersetzt sich in die Bewegung und entwirft eine biegsame, und deutlich andere als visuell-überschauende Raumaneignung. Die foucaultsche *Aufladung* des Raums mit *Qualitäten* findet verstärkt Resonanz in diesen nach Klein „außerordentlich reichhaltige[n]“ Bildern aus *Stadt, Bahnen, Stationen, Wegen*, durch die sich eine Hülle und Fülle an Details einer – wie es heißt – ‚Geographie des Mutterleibes‘ (ebd.: 127; 129, Fn. 36) ergibt.

In dem weiter ausdifferenzierten indiskreten städtischen Szenario, in dem, wie sie selbst schreibt, Fritzens Einteilungen durchaus wechseln (ebd.: 128), d.h. in den Zuordnungen variieren, ist es letztlich die Analytikerin selbst, die die unübersichtliche Detailfülle deutend komprimiert, ‚sinnvoll‘ macht und den Sinn für Orientierung, den man beim Lesen rasch verliert, als spezifisch *injestuösen* Wunsch etabliert. Die Bewegung durch all die Stationen und Löcher laufe unweigerlich

auf das Eindringen in die Mutter, die erfüllende Erforschung ihres Leibes, gerade auch ihrer Ein- und Ausgänge bzw. Funktionen (ebd.) hinaus. Derart an das unzüchtige Begehren gebunden, wird die aktive Raumerforschung über Verbot und Kastrationsangst auch anfällig für Verdrängung und damit für Symptombildung oder Hemmung. Die Abwehr der lustvollen *Vorstellung* befällt in diesem Fall die erkundende *Tätigkeit* gleich mit (ebd.: 103) – was nicht nur das knabenhafte Urinierverhalten, sondern auch sein libidinös motiviertes aber durchaus gebremstes räumliches Erkundungs- und Orientierungsinteresse betrifft.

Werden bei Klein die bewegungsintensiven Körperteile wie Fuß oder Hand just dem Penis gleichgesetzt und Aktivitäten wie Gehen oder Sport (ebd. 114) sexualsymbolisch gleichsam inzestuös gelöst, so wird nach Freud das Gehen entsprechend unterlassen, wenn es „zum symbolischen Ersatz des Stampfens auf dem Leib der Mutter Erde geworden“ ist (1926d: 116). Der in der Vorstellung heftig vollzogene Verkehr verhindert demnach den hemmungslosen Fortgang: Es ist „als ob man die verbotene sexuelle Handlung ausführen würde“ (ebd.). Durch „überstarke[n] Erotisierung“ kommt es nach Freud zur Hemmung – das Organ benimmt sich, „wenn man den einigermaßen skurrilen Vergleich wagen darf, wie eine Köchin, die nicht mehr am Herd arbeiten will, weil der Herr des Hauses Liebesbeziehungen zu ihr angeknüpft hat“ (ebd.). Hat die verführerische Erde erst angebändelt, geht man dem Gehen besser nicht nach... Es funktioniert eben nicht, wenn es der Stoß in die Mutter ist.

Solches gilt auf andere Weise auch noch für Kleins späteres Konzept gehemmter Umgebungsaufsuchung (1931). In diesem wird die räumliche Orientierung eng an das „sadistische[] Sichbemächtigenwollen“ (in anderem Kontext 1928: 294) gebunden, das ein *Zerstampfen* mindestens der Mutter ebenso umfasst wie z.B. ein Überschwemmen oder Schießen in *Entleerungsattacken* (vgl. dazu 1930: 351f.). Raumerkundung und Hemmung rühren nun nicht mehr von untersagten Wünschen nach inzestuösen Objekten her; vielmehr droht die phantasierte ‚geographisch-körperliche‘ ‚Landschaft‘ selbst – die rachsüchtige Frau-Mutter als imaginär gewaltige Macht. Es ist nicht zuletzt die durch die eigenen aggressiven Angriffs-, Besetzungs- oder Zergliederungs-Wünsche selbst geweckte Angst, die etwa jeglichen körperlich-räumlichen Erforschungsversuch potentiell ‚erstickt‘ (vgl. 1931: 387).

Was nun im Falle eines Erstickens in jedem Fall fehlt, ist *Luft*. Dies wird hier denkbar als fehlender Freiraum in den atemberaubend bedrängenden Bildern selbst; es fehlt eine Leere, ein Abstand *im Umgang mit der Phantasie*. Was auch ein Blick auf die segalsche Unterscheidung zwischen *symbolischer Gleichsetzung* und symbolischer *Repräsentation* verdeutlichen kann: Wird im Fall der Gleichsetzung der „Symbol-Ersatz so erlebt, als *sei* er das ursprüngliche Objekt“ (Segal 1996: 62) – das Gehen *ist* dann das stampfende Eindringen in die Mutter –, so setzt die *Repräsentation* eine Differenz oder Lücke bzw. ein Konzept von Verlust bzw. Abwesenheit voraus (vgl. Löchel 2000: 102). Wodurch das als Symbol benutzte (Ersatz-)Objekt in seinen Eigenschaften und Funktionen als das (an)erkannt werden kann, was es ist. – Für den Fortbewegungsfall: Erst wenn die Erde beim begehrenden oder sadistischen Treten *nicht* mehr die Mutter, sprich: nicht mehr luftabschneidend mit dieser gleichgesetzt ist, kann die Wegerkundung ungehemmt beginnen. Auch bei einem fraglosen Gehenkönnen bleibt das mütterliche Phantasma, das der symptomatische Fall so nachdrücklich verdeutlicht – *wenn eben nichts mehr geht ...* – unzweifelhaft wirksam. Allerdings tritt hier eine ent-hemmende Abwesenheit als Drittes hinzu; die Symbolisierung errichtet einen *leeren Raum*, eine Lücke.

Um dies zu verdeutlichen, möchte ich ganz zum Schluss in den Mund einsteigen. Dieser ist mit Klein zuallererst Loch, Ein- und Ausgang, austauschbare Essens- und Befruchtungsstation, sadistisches Instrument. Doch hat er bekanntlich noch eine weitere Funktion, die sich der Symbolisierung und überdies der Theorie der Introjektion/Kryptierung anschließt, die Eva Laquière-Waniek interessiert. Am Ende geht es also weniger um das herzhaftes Zutreten als um ein ebensolches Sprechen. Es lässt sich sagen, dass die aktivierte Sprache *Kauen, Beißen, Spucken ...* einerseits zwar organisiert perpetuiert (vgl. Bernfeld n. Meyer-Kalkus 2001: 389), andererseits aber doch einen deutlichen Bruch in der oralen Anbindung markiert: „Sprechen [...] ist Hungern“, heißt es im Bild bei Deleuze/Guattari (1976: 29). Kann heißen: Der vom mütterlichen Objekt erfüllte Mund wird im fiktiv erfolgreich-absorbierenden Fall partiell entleert, durch Signifikanten ergriffen und in Beschlag genommen (vgl. Abraham/Torok n. Derrida 1979: 43; Dolar 2007: 246): Durch die Introjektion des ewig ‚verlorenen‘ Objekts (die dieses als verlorenes anerkennt) errichtet sich der leere Raum, aus dem Wörter hervorgehen und der „literal durch den leeren Mund“ als Bedingung des – nicht kryptischen – „Sprechens und der Bedeutung dargestellt wird“ (Butler 1991: 107). Die Leere beginnt, Schreien, Seufzern, Rufen Raum zu geben, sich lautlich zu füllen, schließlich die Anwesenheit des Objekts in dessen Abwesenheit zu figurieren (vgl. Derrida 1979: 43; Bezug Abraham/Torok): Verschobene *Bezeichnung* des ausgeräumten Objekts, symbolische Repräsentation.

Für symbolisierende Akte wie räumliches oder sprechendes Welterkunden wäre, so die Konsequenz, eine gewisse architektonische Entleerung von den hier mütterlich phantasmatischen Objekten *Möglichkeitsbedingung*, ein Leben in der Leere – wohingegen das magische Stehenbleiben oder Verstummen die immer auch kulturell gleichsetzenden Aufladungen konserviert, fixiert, gleichwohl markant dokumentiert, in ihrem reibungslosen Funktionieren symptomatisch verunmöglicht und irreführt. In diesem Sinne soll meine sprechende Performanz hier fixiert sein, ein Schweigen setzt ein.